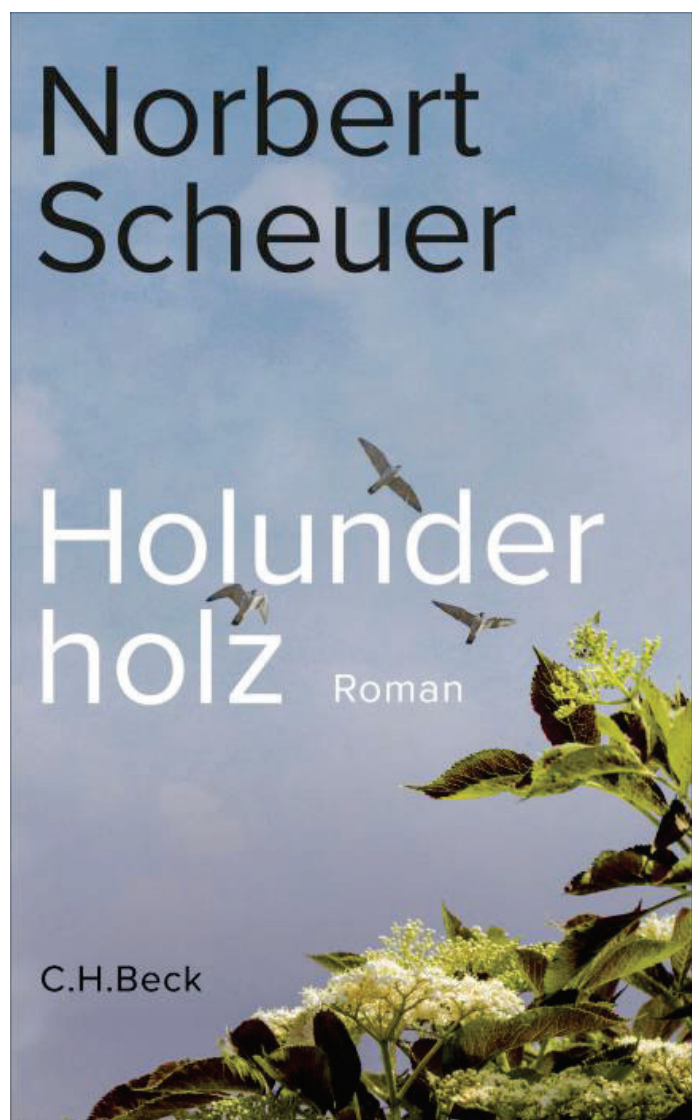


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Norbert Scheuer**  
**Holunderholz**

Roman

2026. 265 S., mit 1 Abbildung  
ISBN 978-3-406-85117-9

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/40839435>

Norbert Scheuer  
Holunderholz



Norbert Scheuer

# Holunderholz

Roman

C. H. BECK

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026  
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de  
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.  
Der Verlag behält sich auch das Recht vor,  
Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and  
Data Mining vorzunehmen.  
[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler  
Umschlagabbildungen: Holunder vorne © Kennerth Kullman/  
Shutterstock, Vögel © Hawk777/Shutterstock, Holunder hinten  
© mauritius images / Alamy Stock Photos / Come\_closer,  
Panther Media Global

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 85117 9

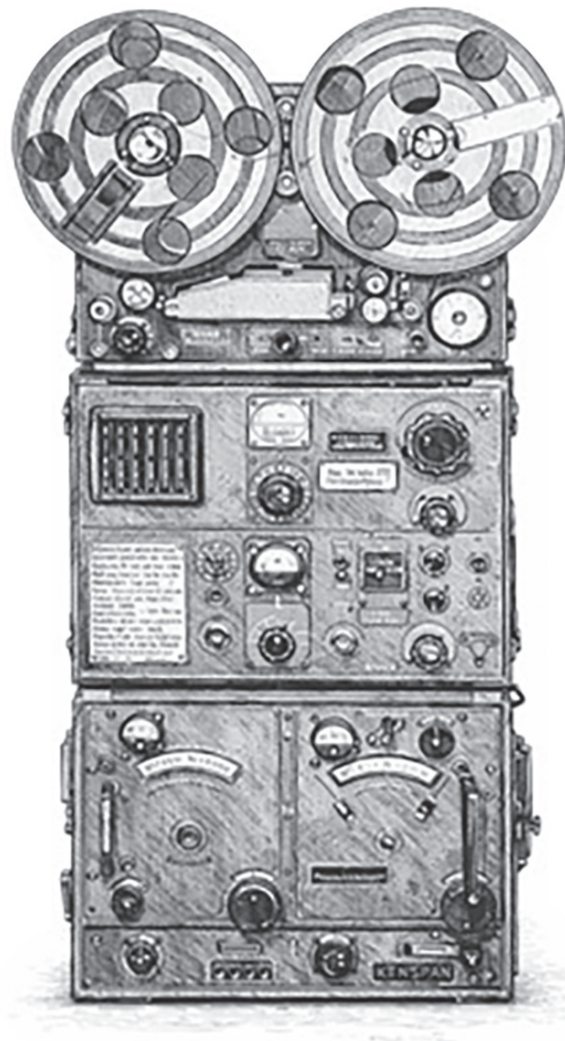
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)  
[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)

Für Elvira



And although my eyes were open  
They might just as well have been closed

A Whiter Shade of Pale  
Procol Harum



Magnetophon K3, Baujahr 1938

Ich hatte lange gebraucht, um die Tonspuren auf Großvaters Magnetophon so zu ordnen, wie sie jetzt vor dir liegen, Klara. Vielleicht wartete ich zu lange. Vielleicht ist es schon zu spät.

Die Bänder begleiteten mich das ganze letzte Jahr. Sie waren beschädigt, bruchstückhaft, doch ich hielt an ihnen fest. Nach und nach gaben sie ihr Gedächtnis preis. Manche waren so stark zerfallen, dass minutenlang nichts zu hören war – nur metallisches Knacken, ein dünnes Pfeifen oder jene Stille, in der etwas Uraltes zu atmen schien.

Erst später tauchten einzelne Töne auf: ein dünner, flirrender Klang von Roses Flöte aus Holunderholz. Aus einem Geräusch, einem abgebrochenen Wort entstanden nach und nach ganze Bilder. Und schließlich formte sich daraus eine Geschichte. Die Geschichte unserer Familie.

Irgendwann merkte ich, dass ich nicht mehr zuhörte – sondern nur noch erzählte.

16. Februar 2020

Johann



## Band I

Als Mutter beerdigt wurde, fuhr ich zurück in das Eifelstädtchen, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte und in dem sie bis zuletzt lebte. Im Büro, in dem ich arbeitete, war gerade viel zu tun; dennoch bat ich meinen Chef um Urlaub – eigentlich sollte man in einem solchen Fall keine Erlaubnis brauchen. Er zeigte Verständnis, und ich versicherte, meine Arbeit auf jeden Fall zu erledigen. In letzter Zeit tauchten in fragilen Systemen immer wieder Fehler auf, Abstürze bei Falschbuchungen, mitunter auch bei ganz regulären Eingaben – Anomalien, für die wir keine Erklärung fanden. Unsere Geschäftspartner wickelten ihre Finanztransaktionen über ebendieses System ab.

Der Chef saß hinter seinem Schreibtisch, sichtlich nervös wegen der rätselhaften Störungen im Betrieb. Zwischen seinen Fingerkuppen drehte er ein Holzstäbchen – vermutlich die Planke eines Modellsegelschiffs, an dem er gerade arbeitete. In seiner Freizeit baute er historische Modelle; früher, so erzählte man, soll er ein sehr guter

Programmierer gewesen sein. Klein und glatzköpfig war er, an der Schläfe trug er einen blütenblattgroßen Blutschwamm und zwinkerte ständig nervös mit dem linken Auge.

Ich kam eigentlich gut mit ihm aus. Er fragte, wie alt meine Mutter geworden war. Ich musste einen Moment überlegen und antwortete dann, ohne es genau zu wissen, dass sie erst vor Kurzem 69 Jahre alt geworden sei.

Darauf meinte der Chef, er hoffe, Mutter habe dennoch ein erfülltes und glückliches Leben gehabt. Ich glaube, er wollte mich mit diesen Worten trösten. Ich weiß nicht, ob Mutter glücklich gewesen ist.

Nach dem Gespräch hatte ich noch etwas Zeit, bevor mein Zug kam. Ich suchte Maria auf, die an diesem Tag im Kiosk bei Gleis 8/9 Dienst hatte. Die Verkaufsstände machten an diesem Ort die besten Geschäfte, weil die Schnellzüge hier hielten und viele Reisende sich vor der Abfahrt mit Proviant und Getränken eindeckten.

Ich fuhr mit der Rolltreppe hinauf zu den Bahnsteigen. Vor Marias Kiosk warteten Kunden, die noch schnell bedient werden wollten. Ich erinnerte mich daran, wie ich Maria zum ersten Mal in der Straßenbahn begegnete.

Sie gefiel mir sofort – die Linie ihres Lächelns, die kleinen Striche der Wimpern, das Rund der Augäpfel, der Schwung der Brauen, das feine Geflecht ihrer Haare und ihre vollen Lippen.

Ich stellte mir vor, wie sie mich küsst. Ich habe sonst nicht solche Gedanken bei fremden Frauen, denen ich zufällig irgendwo begegne. Maria ist verheiratet und viel-

leicht einige Jahre älter als ich. Wie viele, weiß ich nicht, weil sie mir ihr Alter nicht sagen möchte. Früher trafen wir uns regelmäßig in einem Stundenhotel in der Innenstadt. Aber seit einiger Zeit findet sie Ausreden, wenn ich sie treffen möchte.

Als die Kunden bedient waren und für kurze Zeit kein Zug mehr auf den Gleisen stand, trank ich einen Kaffee bei ihr und erzählte, dass ich zu Mutters Beerdigung fahre. Oben in der Halle wehte ein nasskalter Wind, und Regen trommelte auf das gläserne Dach. Von den Gleisen konnte man den nassen Bahnhofsvorplatz sehen. Ich nahm an, dass es in der Eifel jetzt schon schneite. Maria packte mir ein Sandwich ein, das ich im Zug aus meinem Rucksack nahm und aß.

Während der Fahrt überlegte ich, wie ich das mit den Programmen regeln konnte und dass ich am Abend noch einmal ins Büro musste. Ich wischte meinen Atem von der Scheibe und blickte hinaus. Schnee bedeckte die Wiesen, und auf den Höhen drehten sich große Windräder.

Nach einer Weile fuhren wir durch einen Tunnel und erreichten kurz darauf den Bahnhof meines Heimatortes. Ich war spät dran und lief durch das Städtchen zum Friedhof, er liegt etwas außerhalb an einem Hang bei den Sandsteinfelsen.

In der Nähe des Totenhäuschens, in dem ihr Sarg einige Tage gestanden hatte, befindet sich das Grab meiner Mutter und nicht weit davon die Ruhestätte meines Großvaters. Oberst Justus Arimond – ein großer unbehauener Sandstein, in den über seinem Namen das Eiserne

Kreuz eingraviert ist. Es waren viele Menschen zu Mutters Beerdigung gekommen. Meine Schwester Klara erzählte, Mutter habe in letzter Zeit fast täglich in der Cafeteria des Supermarktes gegessen, früher hatte sie eher zurückgezogen gelebt. «Isabelle hat sich einsam gefühlt und ist deswegen wohl so oft in die Cafeteria gegangen», meinte Klara, die Mutter immer nur bei ihrem Vornamen nennt. Sie sagte, Isabelle habe den Gästen dort Dinge erzählt, die sie uns immer verschwiegen habe. Vielleicht hatte sie auch über mich geredet, denn ich bemerkte, dass einige der alten Leute tuschelten und neugierig zu mir hinsahen.

Am Grab stand ich neben Klara, meinem Schwager Edmund und Onkel Jakob, der unablässig im ripuarischen Dialekt des Urftlandes, der für Fremde nur schwer zu verstehen ist, vor sich hin murmelte.

Jakob besuchte nach der Beerdigung das Grab seiner Frau, und ich begleitete ihn. Danach gingen wir gemeinsam zum Kaffee in die Gaststätte von Evros. Den ganzen Weg über führte Onkel Jakob Selbstgespräche. Als alle an der Kaffeetafel im Saal der Gaststätte saßen, erhob sich Edmund, der Mann meiner Schwester, er hielt eine lange, geschwollene Rede, gespickt mit lateinischen Zitaten, die keiner verstand.

Klara hatte wegen Edmund ihr Studium aufgegeben, der seines selbst nur mit großen Mühen abgeschlossen hatte. Ich habe nie verstanden, warum meine Schwester ausgerechnet Edmund geheiratet hat.

Plötzlich sagte Jakob zu mir, dass er Vincentini am Grab

gesehen habe. Der Onkel hatte sich wohl am Morgen beim Rasieren geschnitten, das Pflaster am Kinn hatte sich gelöst und baumelte hin und her, während er redete. «Vincentini ist an allem schuld», murmelte er. «Isabelle würde heute noch leben, wenn er nicht gewesen wäre, alles wäre anders ohne ihn. Ich weiß nicht, was deine Mutter an dem alten Kerl gefunden hat. Er hat mir, als wir noch mit dem Perseus herumfahren, erzählt, was er mit deinem Großvater früher für krumme Geschäfte gemacht hat.» Soweit ich mich erinnerte, waren der Onkel und Vincentini einige Zeit lang Freunde gewesen. «Alle wissen es, aber sie wollen es nicht wahrhaben und vergessen es dann wieder, aber ich vergesse es nicht, ich behalte alles, ich vergesse nichts, ich behalte alles», sagte er immer wieder. Er war bereits vom Wacholderschnaps betrunken. «Vincentini ist damals verschwunden, er hat in der Stadt gelebt, und deine Mutter hat ihn heimlich getroffen. Jawohl, sie hat ihn heimlich besucht, sogar als dein Vater noch lebte, hat sie mit ihm rumgemacht.» Ich fühlte mich unwohl in Jakobs Gesellschaft, er redete laut und aufgebracht und fortwährend im Dialekt. Man solle zwar über die Toten nicht schlecht reden, aber Mutter habe die Familie unmöglich gemacht; er warf ihr vor, dass sie verwirrt gewesen sei, sie sich Vincentini an den Hals geschmissen habe, und das, obwohl er um viele Jahre älter sei als sie. Mutter und Jakob waren beide im selben Jahr geboren. Großmutter hatte immer erzählt, dass sie Zwillinge seien. Sie hatte es so lange behauptet, bis es schließlich niemand mehr in Frage stellte, selbst die alten

Männer in der Cafeteria des Supermarktes glaubten es irgendwann. Etwas in Jakobs Kopf schien Vergangenheit und Gegenwart durcheinanderzuwirbeln. Seine Erwähnung von Vincentini, an den ich mich kaum erinnerte, rief bei mir unangenehme Gefühle, ein diffuses Unbehagen und eine Erregung hervor, ohne dass ich hätte sagen können, weshalb. Ich dachte, dass der Mann jetzt schon sehr alt sein müsste. Aber noch bevor ich diesen Einwand vorbringen konnte, redete Jakob von Großvater und jener Explosion, die nach dem Krieg die ganze Eifel erschüttert habe, und von Aurora, wie einsam er sich fühle, seit sie gestorben sei, seiner über alles geliebten Frau. Dann sprach er wieder von Vincentini und dem Magnetophon, das dieser haben wolle. «Was geht ihn das Ding an, das gehört ihm gar nicht!», schrie er aufgebracht. «Ich werd' ihn abknallen, wenn er mir noch mal in die Quere kommt, er hat es nicht anders verdient.»

Als ich ging, war es schon Abend. Klara begleitete mich vor die Tür; wir blieben auf der kleinen Plattform am Eingang stehen, von der aus Stufen zum Bürgersteig hinabführten. Ich blickte die beleuchtete Bahnhofstraße entlang, wo sich einst auch der Raiffeisenmarkt unserer Familie befunden hatte. Vater hatte das Geschäft nach den Großeltern weitergeführt, doch ohne Fortune – er war kein Geschäftsmann, und zu oft saß er bei Evros in der Kneipe. Bald nach dem Tod der Großeltern wurden Haus und Laden verkauft. Ich kann mich nur sehr dunkel an Großvater erinnern, einen hageren, schweigsamen Mann, den manche auch «Oberst» nannten. Einige Male

hatte ich auf seinem Schoß im Cockpit des Magirus gesessen; das ist eine der wenigen Szenen, die mir im Gedächtnis geblieben waren. Der Wagen, ein altes Militärfahrzeug, stand lange hinten im Garten am Flussufer und rostete vor sich hin. Beim Verkauf des Hauses wurde er wohl verschrottet.

Es hatte wieder zu schneien begonnen, der fallende Schnee machte alles still – eine Stille wie auf einer alten Fotografie, auf der die Menschen langsam verblassen, um dann für immer in der Vergangenheit zu verschwinden. In der gegenüberliegenden Spielhalle war noch Betrieb; einige Jungen kamen nach draußen, rauchten und scherzten, bis einer von ihnen sich verabschiedete und vergnügt die Bahnhofstraße hinunterschlenderte. Klara lehnte ihre Wange an meine Schulter und sagte, dass wir nun ganz allein seien.

Neben dem Magnetophon, in der Abstellkammer meiner Wohnung in der Stadt, lag ein Heft. Mutter hatte es vor Jahren angelegt. Darin: handschriftliche Notizen, eingeklebte Zeitungsausschnitte über die Explosion in der Eifel am 15. Juli 1949, dazwischen alte Fotografien. Auf einem Bild war eine dichte Staubwolke zu sehen, aufgenommen von einem Höhenrücken. Sie hing unbewegt über dem Tal, als hätte jemand die Zeit angehalten.

Ein anderes Foto, an den Ecken abgegriffen, die Farben verblichen, zeigte eine junge Frau vor Großvaters

Magirus M206. Sie trug ein weißes Kleid mit Rüschen, ein Hochzeitskleid. Ihr schmales Gesicht wirkte ruhig, eine feine Narbe an der Oberlippe. Unter dem Bild stand in blasser Tinte ein Name: *Rose*.

In ihrer Hand hielt sie eine Flöte aus Holunderholz – wie die, die Großvater auch mir gebaut hatte.

Über Mutters Notizheft verstreut fand ich folgende Passagen zum Holunderholz:

Nicht Flöte nennen.

Er hat immer Holderholz gesagt.

Man nimmt es sonst zu leicht.

Der schwarze Holunder steht am Rand.

Er gehört nicht ganz zum Haus, aber auch nicht zum Wald.

Man lässt ihn stehen.

Man schneidet nur, was man braucht, und nicht ohne Grund.

Vater wusste das.

Aus einem frischen Trieb lässt sich ein Rohr machen.

Das Mark ist weich, fast weiß, es zerfällt zwischen den Fingern.

Der Geruch bleibt lange an den Händen.

Süß, schwer.

Man bekommt ihn nicht sofort wieder los.

Wenn man hineinbläst, klingt es nicht wie ein Instrument.

Es klingt eher, als würde etwas antworten.

Der Atem ist deutlicher als der Ton.

Auf dem Magnetophon erscheint der Atem zuerst.  
Das kurze Sammeln vor dem Klang.  
Manchmal näher als das Spiel selbst.  
Das Band hält fest, was das Holz nicht hält.  
Vielleicht ist das der Grund, warum er nie Flöte gesagt  
hat.  
Vielleicht bewahrt das Holz etwas.  
Nicht lange.  
Das Magnetophon bewahrt auch etwas.  
Nicht für immer.  
Nur eine Zeit.  
Danach bleibt es still.

Noch am selben Abend fuhr ich mit dem Zug in die Stadt zurück und ging ins Büro. Ich hatte versprochen, den Programmfehler zu beheben, der uns seit Wochen Schwierigkeiten bereitete. Vielleicht wollte ich mich auch nur mit Arbeit von Mutters Tod ablenken. Ich hatte mich mein ganzes Leben vom Wesentlichen abgelenkt, und wenn es im Leben etwas Wesentliches gab, dann war es doch wohl der Tod.

Die Pflege und Fehlersuche in den SAP-Programmen war eigentlich Franks Aufgabe, aber der Chef meinte, ich könne das ebenso gut. Ich hatte gehofft, warten zu können, bis der Kollege aus seinem Urlaub zurückkam. Um diese Jahreszeit war er stets in Thailand. Der Chef war mit meiner Arbeit zufrieden. Er stand kurz vor der

Pensionierung und hatte mir in Aussicht gestellt, mich als seinen Nachfolger vorzuschlagen. Ich wollte ihn daher nicht enttäuschen – vielleicht würde ich so endlich von der Programmierarbeit loskommen.

Ich holte eine Dose Red Bull aus dem Kühlschrank. Frank hatte zwei Fächer damit vollgestopft; er liebte das Zeug. Mir war es eigentlich zu süß, aber an diesem Abend schmeckte es überraschend gut. Vielleicht lag es daran, dass ich mich seltsam fühlte. Ich ging zurück zum Schreibtisch, legte die Füße darauf und nahm die Tastatur auf meinen Schoß. Im Büro war es angenehm temperiert, während draußen über der Stadt nasskaltes Wetter lag. Um diese Zeit hielt ich mich allein in der Technik auf, abgesehen vom Wachpersonal, das stündlich seine Kontrollgänge absolvierte. Die labyrinthischen Gänge waren so eng, dass man sich aneinander vorbeidrücken musste. Unser Büro lag nahe bei den Serverräumen, sodass wir bei technischen Störungen sofort eingreifen konnten. Der EDV-Komplex befand sich in der Nähe des Bahnhofs, man spürte die Erschütterungen beim Durchfahren der schweren Containerzüge. Auf Franks Schreibtisch begann eine kitschige Figurine aus seinem letzten Thailandurlaub verführerisch zu tanzen. Unsere Schreibtische standen sich gegenüber, die Decken waren hoch und trugen noch Stuckverzierungen, wie es im 19. Jahrhundert üblich gewesen war. Obwohl die Büros – bis auf das unseres Abteilungsleiters – fensterlos waren, war ich gern dort unten. Es schien, als lebte man in einer abgeschlossenen Welt, eine Monade inmitten der von Menschen wimmelnden Stadt.

Immer deutlicher wurde mir bewusst, dass unser Dasein umso enger wurde, je stärker wir uns mit technischen Geräten umgaben – und dies traf in besonderem Maße auf mich selbst zu. Ich erstellte eine Kopie des Programms und speiste Testdaten ein, doch bereits nach der ersten Buchung stürzte es erneut ab. Ratlos suchte – oder besser: stocherte – ich im Code herum. Das Buchhaltungsprogramm war in den Siebzigern in Assembler, PL II und Cobol geschrieben worden. Keiner programmierte mehr in diesen Sprachen, sie waren aus der Mode gekommen und fast ganz in Vergessenheit geraten; erst mit Franks Hilfe konnte ich mich langsam einarbeiten. In den vergangenen zwanzig Jahren waren unzählige Änderungen vorgenommen worden, die zumeist nicht dokumentiert waren. So war das Programm im Laufe der Zeit zu einem Labyrinth aus Algorithmen geworden – vergleichbar mit dem Turmbau zu Babel: eine einzige Sprachverwirrung, ein Kunstwerk, das bis vor Kurzem noch funktionierte, das aber niemand mehr in Gänze verstand.

Support von der Firma gab es schon lange nicht mehr. Den Fehler konnte ich nicht finden, also änderte ich einige Variablenfelder – wie gesagt, große Ahnung hatte ich nicht, die Fehlersuche in dieser Sprachverwirrung war wie das Aufspüren einer Nadel im Heuhaufen. Stundenlang saß ich über dem Code und änderte Parameter. Am Ende funktionierte gar nichts mehr. Ich überlegte, dem Chef vorzuschlagen, die kritischen Transaktionen zu sperren, bis Frank aus dem Urlaub zurück sei. Zu allem

Überfluss hatte ich keine Kopie der Testdaten gemacht, sodass ich den alten Stand nicht sofort wiederherstellen konnte. Erst nach einigen Versuchen gelang es mir, das System in den ursprünglichen Zustand zu versetzen.

Erleichtert ging ich zum Fluss hinunter. Das Licht der Uferbeleuchtung schimmerte auf den Wellen. Auf einem in der Dunkelheit vorbeifahrenden Ausflugsschiff feierten die Passagiere, auf dem Zwischendeck wurde getanzt, mitunter hörte ich Musik, Gespräche und Lachen, das übers Wasser bis zum Kai getragen wurde. Ich dachte, wie schön es wäre, jetzt unter diesen Menschen zu sein. Auf meinen Reisen war es mir oft ähnlich ergangen, immer gab es einen verheißungsvolleren Platz.

Als Mutter starb, war ich auf einer Fortbildung im Ausland. Klara erreichte mich erst nach meiner Rückkehr. Mutter war an einem Schlaganfall gestorben – völlig unerwartet. Klara hatte sie in ihrem Bett liegend gefunden. «Isabelle sah friedlich aus, sie hat bestimmt nicht gelitten», sagte sie, dann schwieg sie lange, und ich wusste nicht, was ich erwidern sollte.

Ich hatte nie daran gedacht, dass Mutter sterben könnte; ihr Tod lag außerhalb meiner Vorstellungskraft. Als Klara mich endlich in meiner Wohnung am Telefon erreicht hatte, lag Mutter bereits im Totenhäuschen auf dem Friedhof. Ich hatte sie seit einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Während ich dies notiere, überlege ich,

wie ich sie in Erinnerung habe. Es sind so viele widersprüchliche Eindrücke und Vorstellungen, die ich mit ihr verbinde, dass sie sich fast gegenseitig auszulöschen scheinen.

In ihrer Jugend war sie rothaarig gewesen, eine kastanienrote Farbe, die sie später, als sie ergraute, mit Henna nachfärbte.

Wie Klara erzählte, hatte sie noch am Nachmittag ihres Todes in der Cafeteria gegessen. Sie steht seit einiger Zeit wieder hinter der Bäckereitheke des Supermarktes am Bahnhof in Kall, obwohl Edmund dagegen war. Nach ihrem Spätdienst war Klara noch bei Mutter vorbeigefahren. Mutter wohnte in der Auelstraße, gegenüber von den Sportanlagen. Sie lebte seit Jahren dort, seit wir das Haus in der Bahnhofstraße nach Vaters Tod verkaufen mussten.

Wenn Mutter mich in der Stadt besuchte, fragte sie jedes Mal, ob ich endlich eine Frau gefunden hätte, ich sei nun in einem Alter, in dem man eine Familie gründen müsse, irgendwann sei es dafür zu spät, und ich würde ein schrulliger alter Mann werden, den keine anständige Frau mehr haben wolle. Sie erwähnte meine Schulfreunde, die schon lange verheiratet waren und Kinder hatten, die bereits zur Schule gingen. Ich habe ihr nie von Maria erzählt.

Es war seltsam, Großvaters Stimme auf dem Magnetophon zu hören – über all die Nebengeräusche hinweg: das Rauschen des Flusses, an dem er vielleicht gerade geparkt hatte, und das Knacken, Knistern und Brummen der alten, beschädigten Bänder. Worte und Sätze, die zunächst keinen Sinn ergaben. Dadurch wurde er mir, mehr noch als früher, zu einer geheimnisvollen, weit entrückten Gestalt meiner Kindheit. Auf den Bändern sprach er fast immer im ripuarischen Dialekt – nur wenn der Ungar und der Jugoslawe zu ihm gekommen waren, verwendete er Hochdeutsch. Seine Stimme weckte in mir die befremdlichen Erinnerungen an jene kurze Zeit, in der ich ihm als Kind begegnet war.

Die folgende Szene ließ sich nicht durch eine Tonaufnahme belegen – das Band setzte hier wieder einmal aus.

Und doch drängte sie sich auf, sobald ich die wenigen Sätze im Heft las – undeutlich, mit Bleistift geschrieben.

**Band I, Tonspur 00 200-00 305**

**(Lücke zwischen 00 222 und 00 251)**

«Der Pastor kommt mit zwei Jungen, sie geben ihr die Ölung.»

Danach spricht unten die Bäuerin.

«Rose ist still.»

Ich versuche mir vorzustellen, was sie gesehen hat.

Es ist wohl ein Nachmittag Ende Januar 1954.

Rose liegt in der Kammer über dem Kuhstall, seit der erste Schnee gefallen ist. Es muss kalt sein.

Vincentini ist, laut einer früheren Notiz, bereits im Dezember mit dem Perseus dagewesen. Seine Behandlung hat diesmal nicht geholfen.

Unten im Hof lachen Kinder. Isabelle ist unter ihnen, das steht dort ebenfalls.

«Ich rutsche auf dem prallen Treckerschlauch den Schneehang hinunter.»

Ob Rose noch etwas davon mitbekam, ließ sich nicht sagen. In der letzten Zeit sprach sie, soweit man wusste, kaum noch. Ihre Mitteilungen beschränkten sich auf nasale, schwer verständliche Laute, ein ständiges Wiederholen desselben, wie ein Echo ... ja ... mi ... r. Es war, als versuche sie, etwas Wichtiges festzuhalten, ein Stück Erinnerung, das zwischen den Silben zerbrach, ehe es ausgesprochen werden konnte.

Uns wurde erzählt, dass Großvater in der Nachkriegszeit Saatgut an Bauern verkaufte. Von den Besatzungsmächten erhielt er eine offizielle Genehmigung für diesen Handel. Seinen alten Militärlaster hatte er zu einem einfachen Wohnmobil umgebaut und für seine Fahrten über Land genutzt. Er besuchte die Bauern auf ihren Höfen und richtete auf Vieh- und Jahrmärkten einen Verkaufsstand direkt am Wagen ein.

**Band I, Tonspur 00 510-00 759**

Im Heft von Mutter ist diese Passage nur mit einem Satz angedeutet.

«Sie riecht das Heu, den Stall, das Holz im Ofen.»

Ich stelle mir vor, wie dieser Geruch eine letzte Verbindung zur Welt für sie ist. Die Kühe stehen unter ihr im Stall. Wahrscheinlich hört sie das Rucken der Ketten, das gelegentliche Stampfen, das Schnauben. Der Pastor spricht leise, vielleicht ein Gebet. Ein Daumen liegt auf ihrer Stirn. Auch das ist vermerkt:

«Früher machte sie der Geruch von Weihrauch krank.»

Ich erinnere mich, dass Mutter das einmal erzählte.

Es könnte wahr sein. Der Name «Rose» taucht auf einigen der letzten Seiten auf:

«Er nennt sie so, der Oberst.»

Es ist wohl der einzige Name, den sie je trägt. Alles andere ist verschwunden – auch in Mutters Heft finden sich keine Hinweise auf ihre Herkunft oder Eltern.

Nur der Satz:

«Er wird im Frühjahr kommen. Und mich mitnehmen.»

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)